№ 130. **Breslauer** 1848.

Beobachter

Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.

Sonntag,
den 13. August.

Vierzehnter
Jahrgang.



Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** und **Sonntags**, zu dem Preise von Vier Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nrn. **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter **bis Abends 4 Uhr.**

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in den Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nummern, so wie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung.
Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum **nur 6 Pfg.**

Redacteur: **Heinrich Richter.** Expedition: **Buchhandlung von Heinrich Richter,** Albrechtsstraße Nr. 6.

Lokalitäten.

(Eine Ehren-Jury.) Breslau den 11. August. — Am gestrigen Tage luden die geschriebenen Placate des Arbeiters und Hausbesitzers Touché, der in den Zeitungen polizeilich verfolgt wird, alle Freunde des Rechts und der Wahrheit zu einer Versammlung im deutschen Kaiser ein. Nachdem sich etwa 200 Personen versammelt hatten, erschien Hr. Touché, und erklärte den Anwesenden, daß er durch Ungebührlichkeiten der Polizei seit längerer Zeit verfolgt werde, und zwar wegen einer geringfügigen Ursache, einer Wassertonne, die in seinem Hofe eingegraben ist, und an deren Stelle er eine Hausrinne legen sollte. In Folge seiner Weigerung, Strafe zu zahlen, erschien Morgens früh um 4 Uhr die Polizei, um ein Protokoll aufzunehmen, das er zerriß, und darüber zur Criminaluntersuchung gezogen wurde. In dieser ward er zu einer 3 monatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. — Gegen Neujahr verlangte die Polizeibehörde statt Wegschaffung der Tonne eine Abänderung, deren Kosten sich auf c. 10 — 12 Rthlr. beliefen. Da er diese Ausgabe nicht machen konnte, legte die Polizei auf die Miethen des Hauses in Höhe von 33½ Rthlr. Beschlag, und da Touché dies ohne richterliches Erkenntniß nicht glaubte, dulden zu dürfen, zog er sie selbst ein, und ward darum in eine neue Untersuchung „wegen Betrugs" verwickelt. — Als er sich nicht zu den Terminen stellte, erschienen auf Requisition des Gerüchts am 8. Februar mehrere Polizeibeamte in seiner Wohnung, welche auf seine Weigerung die Stubenthür erbrachen. Nachmittags stellte sich Touché vor den Polizei-Inspektor Giese, der ihn sofort verhaften, und nach dem Inquisitoriat bringen ließ. Krank geworden, ward er dann nach der Gefangen-Kranken-Anstalt gebracht, und am 19. März als frei entlassen. — Neuerdings soll er sich zu der Publikation eines Strafurtels stellen, und da er dies beharrlich verweigert, weil er inzwischen ans Ministerium gegangen ist, das von Regierung und Polizei einen nochmaligen Bericht über die Sache verlangt, fahndet jetzt die Polizei auf ihn, bedroht seine persönliche Freiheit, und er selbst sucht nun Schutz und Rechtfertigung bei der Volksmeinung. Dies ist ungefähr das Wesentliche, was Touché vortrug. — Wir müssen bekennen, daß uns Manches in seinem Vortrage unklar erschien, was seiner Erregtheit zuzuschreiben ist, und daß es besser gewesen wäre, den Vortrag, in die Hände eines ruhigen mit der Sache genau vertrauten Freundes zu legen. — Ungehörig scheint uns das gewaltsame Erbrechen seiner Wohnung seitens der Polizei, und die Beschlagnahme der Miethen, deren Höhe die verlangten Kosten doppelt übersteigt, so wie die gegenwärtige Verfolgung des Mannes, bevor das Ministerium den Bericht erhalten, und weiter verfügt hat, da aber, wie oben gesagt, sein Vortrag etwas unklar war, müssen wir uns jedes bestimmten Urtheils über die Sache so lange enthalten, bis uns ein klarer, der Wahrheit streng getreuer Bericht über die ganze Angelegenheit, die in 2 verschiedene Prozesse zerfällt, vorliegen wird. — Schließlich bemerkte Touché, daß er in seiner Einladung die Polizei aufgefordert habe, die heutige Versammlung zu besuchen, und ihn zu widerlegen, daß er im andern Falle annehme, sie vermöge das Letztere nicht. — Auf seinen Aufruf, ob sich von der Behörde Niemand anwesend befinde, meldete sich Niemand. —

Zur Volksschul-Emancipations-Sache.

Schon mehrere Male ist in diesen Blättern der Volksschule gedacht worden, des Felsens, auf dem die Neugestaltung aller politischen und sozialen Verhältnisse allein seine rechte Grundlage erhält. — Wenn wir nun heut wiederum den Leser auf das Gebiet der Schule führen, ihn hinstellen auf den Kampfplatz für die Erringung einer freien Volksschule, so gebrauchen wir ein gewiß ehrliches Mittel gegen die tausendfachen Intriguen der immer offener auftretenden Zahl von Feinden einer besseren Gestaltung der Schule. Von Haus zu Haus senden jene ihre Boten, die Leute für ihre Sache zu gewinnen durch die Ueberredung des Wortes, oder die Macht, welche ihre Stellung ihnen bietet; und selbst in den Mauern unserer Stadt schleichen protestantische Geistliche umher, Unterschriften zu sammeln für eine Petition an die National-Versammlung, um derselben darzuthun, wie zweckmäßig, ja höchst nothwendig es sei, die Schule an die Kirche, d. h. an die Vormundschaft der Geistlichen zu kitten. — Es darf zwar dem gesunden Sinne des Volkes überlassen werden, solchem Treiben die gebührende Anerkennung zu Theil werden zu lassen, — denen aber, welche noch irgend ein Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Forderungen der Lehrer beirrte, sei das nachfolgende Wort des schlesischen Central-Vereins für die freie Volksschule an's Herz gelegt:

Liebe Mitbrüder! Es kann einem im gemeinen Leben eine Sache sehr falsch ausgelegt werden, das habt Ihr gewiß schon oft gemerkt. Die Lehrer haben bei der hohen National-Versammlung zu Berlin angetragen,

daß die Schule befreit werde von der Bevormundung der Kirche —

und seht, diese Bitte findet auch ihre falschen Ausleger. Man sagt Euch jetzt vor: Laßt so etwas nicht zu, das dürft ihr nicht leiden; die Religion kommt dadurch in Gefahr, die Lehrer wollen sich ganz von der Kirche trennen, sie wollen nicht mehr Christen sein; eure Kinder werden sie zwar recht klug machen wollen, aber von unserm Herr Gott und vom Herr Christus werden sie ihnen nichts mehr erzählen. Gegen solche falsche Ausleger müssen wir antworten, und wir hoffen, Ihr werdet uns glauben.

Wenn eins von Euren Kindern den Vater verliert, so setzt ihm das Waisenamt einen Vormund, und das muß ein erfahrner Mann sein, der immer weiß, was dem jungen Menschen zum Besten ist. Wird nun derselbe endlich mündig, braucht er dann noch einen Vormund? Nein. Nun seht, die Schule ist seit Jahrhunderten immer für ein Kind angesehen worden, auch heut ist sie noch ein solches; denn sie hat noch immer denselben Vormund und dieser Vormund ist — die Kirche, oder wenn wir's genauer ausdrücken wollen: es sind die Geistlichen; sie führen die Aufsicht über die Schule. Von dieser Vormundschaft soll nun die Schule befreit werden, das wünschen die Lehrer und zwar darum, weil der Vormund doch immer klüger sein muß als das Kind. Nun ist zwar jeder Geistliche ein grundgelehrter Herr, der sehr Vieles besser als der Schullehrer versteht; aber Alles, das werdet ihr gewiß zugeben, kann er unmöglich verstehen; das Schulehalten z. B. versteht er nicht immer, denn das hat er nicht gelernt; er hat geistlich studirt, mit der Schule hat er sich aber wenig oder auch gar nicht befaßt. Was man aber nicht gelernt hat, darüber muß man doch nicht die Leitung in Anspruch nehmen wollen. — „Schuster

bleib bei deinem Leisten!" so würdet Ihr sagen, wenn ein Städter Euch guten Rath ertheilen wollte bei Eurer Landwirthschaft, oder wenn er über Euren Fleiß und Eure Mühe aburtheilen sollte. Die Lehrer wollen auch in Zukunft guten Rath aufnehmen, sie wollen auch geleitet und beaufsichtigt werden, aber durch solche Leute, welche Einsicht und Erfahrung haben im Schulehalten, die selbst Lehrer gewesen oder es noch sind.

Sie wollen nicht aus der Kirche treten, sie wollen Christen bleiben nach wie vor; sie wollen dem Geiste des Christenthums die Thür Eurer Schulstube nicht verschließen. Sie erklären auf das Bestimmteste, daß sie nach demselben Ziele hinarbeiten werden, was die Kirche zu erstreben sucht; sie erkennen die sittlich religiöse Bildung, den christlichen Geist als den Lebensodem der Schule an. Könntet Ihr nach einer solchen offenen, ehrlichen Versicherung noch meinen, daß die Religion nur dadurch die Schule erhalten wird, wenn der Geistliche zuweilen einmal in die Schulstube tritt, um zu sehen, ob der Lehrer seine Schuldigkeit thut? Niemand kann zween Herren dienen! der Geistliche hat genug zu thun mit der Seelsorge für die Erwachsenen, daher kann er auch nur sehr selten die Schule besuchen. Wenn also der Lehrer selbst nicht ein Mann ist, dem es Ernst ist mit seinem Amte, so hilft die Bevormundung der Schule durch den Geistlichen gar nichts.

Wir können uns nicht genug darüber wundern, wie man die Worte: Befreiung der Schule von der Bevormundung der Kirche — so ausgelegt, daß die Religion dadurch in Gefahr komme. Ebenso könnte man mit demselben Rechte sagen: Die Kirche kommt in Gefahr, weil die Geistlichen nicht die Aufsicht über die Leistungen der Schneider, Tischler, Schmiede u. s. w. führen. Ist denn die Religion in Gefahr gekommen, als man das Aufsichtsrecht den Geistlichen entzog über die Gymnasien, Realschulen und Universitäten? Wenn Ihr einen Jungen von Euch auf eine solche Schule geschickt habt, weil er sollte geistlich studiren, hat er da nichts von christlicher Religion gehört? Nicht wahr, das sind auch christliche Schulen, obgleich die Geistlichen dort nichts zu sagen haben. Alle Geistlichen haben solche Schulen besucht und beobachtet sie, Ihr werdet finden, daß sie gute Christen geworden sind. Vor Kurzem hat man eine solche hohe Schule in Proskau gegründet, fragt nach ob ein Geistlicher darüber die Aufsicht führt; es ist gewiß nicht der Fall.

Man hat oft das Wort: „Die Religion ist in Gefahr" — angewendet, wo sie eben gar nicht in Gefahr war, aber man hielt eine solche Redensart für ein gutes Mittel, gewisse Zwecke zu erreichen und die gemeinen Leute aufzureizen gegen die weltliche Obrigkeit oder gegen gewisse Stände oder einzelne Personen. Auch jetzt ruft man Euch zu: Die Religion ist in Gefahr — weil die Lehrer Befreiung der Schule von der Bevormundung der Kirche wünschen. Nun urtheilt selbst, nach dem, was Ihr hier gelesen habt, ob die Religion wirklich in Gefahr kommt.

Doch wir hätten bald etwas vergessen, das müssen wir noch nachholen. Wenn hier und da Einer unter Euch ist, den Ihr als Geizhalz, oder als Liedrian und schlechten Wirth kennt, so würdet Ihr gewiß damit nicht zufrieden sein, wenn man Euren ganzen Stand um dieser Leute willen verachten wollte. So hat man es aber in der neuen Zeit oft gemacht, wegen einzelner schlechter Leute hat man ganze Stände niederträchtig gemacht; dem Lehrerstande geht es jetzt auf ähnliche Weise. Weil man von einzelnen Lehrern glaubt, sie seien Verräther der Religion, so schiebt man dem ganzen Stande diese Sünde zu und sagt: Durch die Forderung der Befreiung der Schule von der Bevormundung der Kirche beabsichtige man nichts Schlimmeres als gänzliche Auflösung aller Religion. Nun, seht Ihr wohl, woraus das hinaus geht; man will Euch durch solche Auslegung dahin bringen, daß Ihr durchaus nicht zugeben sollt das, was die Lehrer wünschen. Prüft Eure Lehrer! seht auf Ihren Wandel, ob er ein christlicher ist; achtet auf ihre Amtsführung, ob sie eine gewissenhafte sei, und findet Ihr einen solchen, dem Ihr nachweisen könnt, daß er ein schlechter Schulmann ist, der Eure Kinder nicht zur Gottesfurcht führt, den zeigt an, Eure Obrigkeit wird Euch von ihm befreien auch dann, wenn die Schule nicht mehr von der Kirche bevormundet sein sollte.

Nun, wir denken, Ihr habt uns verstanden, und Ihr werdet es uns jetzt gewiß nicht Uebel nehmen, wenn wir wünschen, daß die Geistlichen nicht mehr Vormünder Eurer Lehrer sein sollen. Jetzt haben wir aber noch ein Anliegen an Euch; erschreckt nur nicht, Ihr könnt es leicht erfüllen: Wenn irgend Jemand Euch auffordern sollte, Euren Namen herzugeben zu einer Bittschrift an die hohe National-Versammlung, in welcher steht, daß die Schule auch in Zukunft unter der Kirche gelassen werde, und daß die Geistlichen den Lehrern auch fernerhin bei ihren Schulehalten befehlen sollten: dann unterschreibt nicht!

Falkenau.

Warum wird Aufhebung des Adels verlangt?

Die neue Zeit fordert unverkennbar die Aufhebung des Adels, und wenn sie bei uns nicht zur Ausführung kommen sollte, so würden wir damit zeigen, daß wir wirklich noch in den Kinderschuhen stecken. Manche lächeln freilich und sagen, er wäre ja so gut wie aufgehoben, und es wäre sehr überflüssig auf seine Aufhebung zu dringen. Es könne ja jeder Bürgerliche Rittergüter, und damit die Vorrechte derselben besitzen, und ebenso wenig wären alle Staatsämter Bürgerlichen zugänglich. Das Letztere ist freilich wahr, aber daß darum der Adel wirklich völlig abgeschafft wäre, ist dadurch noch nicht wahr geworden. Er hat auch sogar noch einige gesetzliche Vorrechte, so z. B. daß eine Beleidigung gegen einen Adligen schwerer wiegt als die gegen einen Bürgerlichen, und daß kein Bürgerlicher sich den Adel „anmaßen" darf. Das bedeutendste Vorrecht aber ist oder war bisher, daß er vorzugsweise die erste Kammer in unsern constitutionellen Staaten oder in den Ständen bildete. In Preußen hatten wir eine Macht des Adels unter dem Namen der „Standesherrn" auf dem vereinigten Landtage. Hierzu kommt nun, daß auch ohne gesetzliche Berechtigung der Adel thatsächlich eine Menge von Vorzügen in unsern Staaten und in unserer Geselligkeit genoß. Je höher die Staatsämter waren, desto weniger fand man Bürgerliche darin, ein bürgerlicher Minister war ja ein wahres Meerwunder. So war's auch noch mehr in der Offiziersweit, aufsteigend vom Lieutenant zum höchsten General und von der Linie in die Garde, welche sonst ohne Ausnahme adlige Offiziere hatte. Auch im geselligen Leben sonderte der Adel sich von den Bürgerlichen sehr ab, wenn er sich auch nicht ganz von ihnen trennen konnte und mochte. Der Adel besteht mit einem Worte, so lange es „Adlige" giebt, und so lange man von „Adel" redet. Das muß aber gänzlich aufhören.

Wie sehr die oben genannten Vorzüge mit den Grundsätzen der Zeit streiten, die jetzt angebrochen ist, das sieht wohl Jeder ein. Die Adligen erscheinen nach jenen eine höhere, die Bürgerliche eine niedere Art von Menschen. Und es ist wahr, wenn die Adligen nicht wirklich eine höhere Art von Menschen sind, so ist der ganze Adel Unsinn. Adlig heißt soviel als edel, und unadlig wäre soviel als unedel, das weiß ja Jedermann. Sagt ihr aber etwa, das wäre freilich ursprünglich, in alten Zeiten, so gemeint gewesen, jetzt aber nicht mehr; so frage ich: ei, was meint ihr denn also jetzt mit eurem Adel? Ihr müßt doch irgend etwas meinen, wenn ihr ihn behaltet, wenn ihr adlig bleibt und euch ferner adlig nennt. Ich wollt euch, sagt ihr vielleicht, damit nur das Gedächtniß an eure edeln Vorfahren erhalten. Ei, waren denn etwa unsere Vorfahren unedle Menschen? Dann wäre doch am Ende wohl anderes Blut in euch als in uns? Liebäugelt ihr mit der Vergangenheit eurer Ahnen, so liebäugelt ihr auch mit ihren Vorstellungen und Rechten, mit Einem Worte eben mit dem Adel, — ihr seid dann selbst noch vom Adelsgelüste besessen.

Wenn von nun an alle volljährigen Männer gleiches Recht haben, die Vertreter des Landes zu wählen und zu solchen gewählt zu werden, wenn ebenso Bürgerliche wie Adlige Minister werden, oder in sonstige hohe und niedere Aemter rücken können, so ist nicht zu begreifen, was der Adel noch soll, und ich dächte jeder Adlige müßte sich selbst gedrungen fühlen, den kümmerlichen Rest früherer Verhältnisse, und auch selbst die Erinnerung an sie, vollends abzuthun. Wenn ein Kleid abgetragen ist, und deßhalb abgelegt werden muß, so wird doch kein Vernünftiger einen kleinen Fetzen am Leibe behalten wollen, nur um zu zeigen, was für ein Kleid er sonst getragen. Und dazu kommt, daß doch sicherlich der Bürgerrock nicht schlechter ist als das Adelskleid, ja im Gegentheil noch besser und ehrenwerther. Wenn ein Mann oder eine Frau im guten aber schlichten Kleide einhergehen, das gefällt doch jedem gesunden Menschen besser, als wenn sie mit allerlei Putz und Prunk behangen sind, um sich vor andern hervorzuthun. Solches Streben erinnert immer an die Wilden, welche die natürliche Menschengestalt durch allerlei Widernatürliches zu verbessern gedenken. Also ich dächte, wahrhaft edle Männer und Frauen! kein Spielzeug mehr. „Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war." Die Zeit der „gnädigen Herren und Frauen, der Hoch- und Hochwohlgeboren" ist vorbei. Fort mit dem Plunder; wir wollen „Menschen" sein!

Vor allem möchte ich aber noch zweierlei hervorheben, was zum völligen Abthun des Adels die Adligen bewegen sollte. Das erste ist der Hinblick auf ihre Kinder. Die Adligen sind wohl oft so kurzsichtig, gerade die Pflicht gegen ihre Kinder als einen Grund anzusehn, der sie zur Beibehaltung des Adels bestimmen müsse. Sie denken, so ein ehrwürdiges altes Erbstück müßten sie auch ihren Kindern und Kindeskindern ungeschmä-

lert hinterlassen. Nun wie es wenigstens jetzt mit der Ehrenwürdigkeit stehe, haben wir eben berührt.

Sie meinen weiter, der Adel werde ihren Kindern in Zukunft doch forthelfen. Aber das Fortkommen auf den Adel wird doch endlich vorüber sein, sonst müßten wir uns ja schämen, wie betrogene Narren. Und dann: ist denn das vernünftige Elternliebe, welche ihren Kindern durch nichtige Dinge ein gutes Fortkommen verschaffen will? Dadurch werden ja die Kinder nichtig. Es gehört doch zu einem ordentlichen Menschen, daß er sich auf Tüchtiges, Aechtes, Wahres verlasse und nicht auf einen Schein. Nur dabei kann ein tüchtiger, und wirklich achtbarer und glücklicher Mensch herauskommen. Wer seine Kinder zu solchen machen will, der kann ihnen nicht jämmerliche Vorurtheile mit auf den Lebensweg geben wollen. Ich meine im Gegentheil, daß der Adlige seinen Adel schnell ablegen müßte, damit ihn seine Kinder nicht erben, damit sie an ihm nicht eine Verlockung zur Hoffahrt und Eitelkeit haben, was der Adel im hohen Grade ist.

Wenn ein Mensch von Kindheit auf hört er sei adlig, und mehr als andre Leute durch seine Geburt; sein Vater und Großvater wären es schon gewesen; er habe so und so viel Ahnen, und seine Mutter und Grußmutter wären aus dem und dem Hause gewesen; und wenn er hört, wie seine Eltern der „gnädige" Herr und die „gnädige" Fran sind, und auch er selbst bald „gnädig" von seinen Gespielen ausgezeichnet wird; wenn er sieht, wie die Verheirathung von Adligen mit Nichtadligen als tadelhaft angesehen wird, u. dgl. — dann kann es so wenig verwundern, wenn Eitelkeit und Hochmuth sich in ihm festsetzen, daß es vielmehr ein Wunder ist und hohe Anerkennung verdient, wenn davon wirklich nichts zu spüist. Die Eltern aber, welche sich von diesen verderblichen Einflüssen der adligen Geburt frei gemacht haben, sollten doch ihre Kinder derselben Gefahr, der sie entgangen sind, nicht wieder aussetzen wollen.

Und dann ein Zweites. Der Adlige wird immer von dem Bürgerlichen mit Mißtrauen angesehen werden. Es hieße in der That die Sache auf den Kopf stellen, wenn man dem Bürgerlichen daraus einen Vorwurf machen wollte.

Macht Jemand Ansprüche, der Geburt nach etwas besonderes zu sein und mit den Uebrigen nicht auf gleicher Stufe zu stehn, so können auch die Uebrigen ihn nicht für ihren einfachen und ehrlichen Mitmenschen und Mitbürger halten; sie müssen im Gegentheil voraussetzen, daß er sich über sie erheben wolle, und sie mehr oder weniger gering schätze — sie müssen ihm mißtrauen. Und, sagte ein Adliger, er mache jene Ansprüche wirklich ganz und gar nicht, so wäre er wieder zu fragen, warum er denn den Adel, der ohne solche Ansprüche wirklich gar keinen Sinn hat, beibehalte? Es lehrt's auch die Erfahrung. Es giebt unter den Adligen manche gute und wackere Leute; wer wollte das leugnen. Und doch wird man auch bei Ihnen oft veranlaßt, seufzend zu sagen: ja wenn der Mann nicht adlig wäre, so wäre er ein trefflicher Mensch! Bei allem sonstigen Guten tritt doch oft eine verborgene Verkehrtheit hervor, die in dem angeerbten Vorurtheile ihren Grund hat. Nun sollte ich denken, dieses unauslöschliche Mißtrauen des Bürgerlichen könnte dem Adligen nicht angenehm sein, und müßte ihm immer drückender werden, je mehr er mit dem Bürgerlichen auf gleiche Stufe kommt. Es ist doch eine Hauptsache, daß Niemand von Einem glaube, man mache hochmüthig unnatürliche Ansprüche, sondern, daß Jeder jeder sehe, man betrachte alle Menschen als seines Gleichen. Die Sache ist vorbei; so kann denn der Name nur, wie ein Anspruch klingen, die Sache fest zu halten. Wer diese nicht will, der meide auch jenen.

(Oels. Wchbl.)

Der Friedens-Soldat.

(Fortsetzung.)

Ich versuchte eilig mein Collet zuzuknöpfen; der mit der Halsbinde stand gerade an der Seite, woher der Oberst kam, und war so der ersten Ansicht bloßgestellt! er hatte jedoch die Geistesgegenwart und eben noch so viel Zeit, die Binde an der Seite des Halses, welche zuerst gesehen wurde, hinein zu stopfen, was im Gegensatz zur andern, wo sie himmelhoch emporragte, höchst sonderbar aussah. Wir standen, der Oberst kam heran, bemerkte anfänglich nicht das Dienstwidrige unseres Anzuges, denn er sagte: „Nu, die jungen Menschen sehen recht flott aus, ik liebe det." Einer meiner Kamraden hat mir später gestanden, er habe in diesem Augenblick gebetet: „Lieber Gott, laß den Oberst an uns vorübergehen;" aber er ging nicht vorüber, sondern mit einem Male lagerte sich ein finsterer Ernst auf seinen Zügen; die Ader auf seiner Stirn schwoll; er bemerkte den stehen gebliebenen Theil jener Halsbinde und zog ihn noch höher, dem Unglücklichen beinahe bis über die Ohren.

„Oho, wat is denn det, Millionenhund!" schrie der Oberst „und Ihm," er wandte sich zu mir, „Ihm guckt ja das Hemd aus der Hose!" Ich schaute erschrocken hinunter. O weh! in der Eile hatte ich das Collet schief zugeknöpft und die weiße Weste lugte verrätherisch hervor. — „Nun," fuhr der Oberst fort, „ist et nich das Hemd? nich?" — „Nein, Herr Oberst," stotterte ich, „meine Weste!" — „So? ene Weste? Nu, ik will euch bewesten! Und der da trägt ene dienstwidrige schwarze Hose! Ihr seid mir ein schönes Corps! Und der vierte der noblen Gesellschaft trägt ene Kuppel, wie sie sein Oberst nicht trägt. Marsch in die Kaserne! Ik will euch dahin begleiten!"

Wir mußten gehorchen und er führte uns zum Wachtmeister, der nicht wenig über diesen Aufzug erstaunt war. Die ganze Kaserne gerieth in Aufruhr, Alles sah zu den Fenstern heraus, wie wir ankamen; denn der Oberst fluchte in Einem fort über den Hof die Treppe hinauf. Er machte kurzen Prozeß; wir erhielten wegen dienstwidrigen Anzugs vier und zwanzig Stunden Mittelarrest, welche Strafe, da es Sonntag war, gleich an uns vollzogen wurde. Der Wachtmeister schrieb einen Zettel an die Verwaltung des Arrestlokals, worauf unsere Namen prangten und der uns einen freundlichen Empfang sicherte. Wir mußten unsere schlechtesten Kleider anziehen und ein Stück Brot, zwei Pfund schwer, welches für einen Tag reichte, unter den Arm nehmen. Es ist das einzige Nahrungsmittel, das nebst Wasser dort genossen wird.

Arrest! Militärarrest! O es ist etwas Fürchterliches! Hat ein edler Mensch an einem Tage kein gutes Werk gethan, so denkt er, der war verloren in meiner Lebenszeit; aber er hat ihn doch verlebt diesen Tag in Luft und Sonnenschein. Spricht ein Spitzbube am Abend, während er eine harte Brotrinde mit Mondenschein genießt: „Auch wieder unnütze vierundzwanzig Stunden mitgemacht, nichts profitirt!" schweig Elender! du hast doch den blauen Himmel gesehen, dich an der milden Luft erfreut! konntest Dich in Gras und Blumen legen und von vergangenen besseren Dingen träumen! Kommt der Kettengefangene nach Hause und wirft sich seufzend auf die harte Pritsche, so murmelt er: „Habe wieder ein neues Tagewerk in den Abgrund geschleudert, der meine ganze Lebenszeit verschlungen hat!" Aber hast Du nicht Menschen gesehen? Hat nicht das Licht der Sonne deine Ketten vergoldet? Haben Dich nicht tausend Gegenstände, die dich bei der Arbeit umgaben, an die Last deiner Stunden gehängt? sie vom Zeitrade rasch abwickelnd. Aber der Tag, den ich im Militärarrest verbringe, ist todt und schwarz, ich habe ihn nicht verlebt; er ist eine Lücke in meinem Leben! —

In mehreren Thurmgewölben, welche übereinander liegen, sind hölzerne Käfige gebaut, in jedem sechs bis acht, drei Fuß breit, fünf lang und vielleicht acht Fuß hoch. Ueber der Thür, welche nach Art der Menageriekasten mit zwei Riegeln verschlossen wird, ist ein vergittertes Luftloch von einem Fuß im Quadrat. Die Thür des Kastens ist jedoch so angebracht, daß sie von den Fenstern des Gewölbes abgekehrt ist, daher jene Oeffnung fast gar kein Licht giebt. Das Mobilar besteht aus der Pritsche, einem Brett, welches beinahe den ganzen Raum einnimmt und an der einen Seite festgemacht ist, ferner aus einem Wasserkrug und einem Eimer. Das ist der Mittelarrest. Die leichteste Sorte ist der gelinde Arrest, wobei der Gefangene statt der Pritsche einen Strohsack hat und täglich warmes Essen bekommt. Diesen Arrest haben auch diejenigen Soldaten, welche eines Verbrechens halber in Untersuchung sitzen, wodurch für den, der bloß wegen eines leichten Vergehens hierher gebracht wird, viel Unannehmliches entsteht. Es ist mir vorgekommen, daß ich in diesem gelinden Arrest mit Dieben, einmal sogar mit einem Mörder zusammensaß. Der strenge Arrest endlich ist ein Lokal, in welches kein Strahl des Tageslichtes fällt, das weder Pritsche noch Strohsack hat, wo also der Gefangene auf dem Fußboden schlafen muß. Er wird meistens durch kriegsgerichtliches Erkenntniß ertheilt, für schwere Vergehen in Portionen von drei Tagen bis sechs Wochen. Ich habe nie die Ehre gehabt, persönliche Bekanntschaft damit zu machen. Ferner befinden sich in einem Militärgefängnisse noch einige Kammern, deren Wände und Fußböden mit scharfkantigen Hölzern besetzt sind, die sogenannten Latten. Sie werden indessen nicht mehr gebraucht, höchstens in ganz seltenen Fällen, wenn z. B. einer der Kettengefangenen sich Widersetzlichkeiten gegen seine Wachen erlaubt.

Unser Militärgefängniß wurde, wie schon früher bemerkt, Nummer $7^1/_2$ genannt und stand unter Aufsicht eines alten Invaliden von der Infanterie, der sich Herr Inspektor schimpfen ließ. Wir nannten ihn im gewöhnlichen Leben den Onkel; auch hatte man ihm den Titel Rattenkönig gegeben, wegen der Masse dieser Thierchen, welche mit den Soldaten in Nr. $7^1/_2$ unter seinem Kommando standen. Dieser Rattenkönig war ein alter mürrischer Kerl. Die kleine gebrechliche Figur mit einem Gesicht, welches stets ein boshaft lächelnder Zug markirte, war in einen blauen Invalidenrock gehüllt; auf dem Kopfe trug er eine weiße Nachtmütze, welche bei seiner Gewohnheit, im Sprechen mit dem Kopf zu nicken, beständig vornüber wankte. Dazu hustete er beim dritten Wort und es war seine Seelenlust, wenn

einer von uns Freiwilligen seinen Arrest benutzte. Bei unserer Ankunft lächelte er bedeutend und sagte: „Hä, neue Namen, neue Namen! hä — soll euch bei mir gefallen! — Ich will euch in den Thurm setzen, wo die Eulen pfeifen, in die Spitze unter das Dach; da ist viel frische Luft! hä, hä!" Er untersuchte, ob wir keine verbotenen Gegenstände, als Branntwein, Butter oder dergleichen Lebensmittel bei uns trugen, und brachte uns darauf in eines der Gewölbe, wovon ich oben sprach, öffnete die Kasten und hieß uns eintreten. Beim Anblick des Lokals konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: „In dieses Hundeloch!" Dies nahm er aber sehr übel und entgegnete zornig! „Hä hä! der Grünsnabel! der Grünsnabel! will es besser haben, als andere ehrliche Menschen! Nur hinein! nur hinein!" Ich gehorchte und die Riegel wurden vorgeschoben.

Es war ungefähr fünf Uhr. Die Zeit schlich entsetzlich langsam; von einer Viertelstunde zur andern, welche ich alle deutlich schlagen hörte, däuchte mir eine Ewigkeit. Ich ging in meinem Käfig herum; mit zwei Schritten war ich von einem Ende zum andern, und ich habe diesen Raum wenigstens tausendmal gemessen. Wie gern hätte ich jetzt die Hühner der Frau Oberstin bewacht! Zuweilen nahm ich mein Brot zur Hand, dann setzte ich mich auf die Pritsche, trank Wasser, stand wieder auf. Horch, die Uhr schlägt! Erst wieder ein Viertel! Ich versuchte zu schlafen, aber die Glieder schmerzten mich schon nach den ersten Minuten auf dem harten Holze, kurz, ich langweilte mich entsetzlich. Doch so lange der Tag dauerte, ging es noch an; denn obgleich es in dem Kasten so dunkel war, daß man die Farbe der Kleidungsstücke nicht unterscheiden konnte, so hatte man doch einen Schimmer von Licht, und es war allenfalls möglich, in dem Gefängnisse auf und ab zu gehen, ohne sich den Kopf zu zerstoßen. Auch hörte man zuweilen von der Straße her ein dumpfes Gemurmel, Sprechen, Lachen der Vorübergehenden, das Kommando der Wache, wenn sie ablöste, lauter Kleinigkeiten, welche indessen die Zeit doch etwas tödteten. Doch wie sich die Nacht herabsenkte, es immer dunkler, endlich stockfinster ward, als der Lärm auf den Straßen schwieg und rings Todtenstille herrschte, da wurde es rein unerträglich. Obendrein war es ziemlich kühl; ich lief auf und ab, wie der Bär in der Menagerie, eben so brummend, wobei ich die Arme vor mich hielt, um zu fühlen, wann ich an die Wand kam. Ich dachte an meine Sünden, und daß ein hübsches junges Mädchen in diesem Augenblicke bei jedem Geräusch den Schirm der Lampe, bei der sie saß, emporhob und mich zu hören glaubte. Ihr zu Liebe hatte ich mich geputzt und dafür meine Wohnung in Nummer 7½ erhalten. — Ich machte es, wie Jean Paul anräth, wenn man nicht schlafen kann, ich zählte bis in die Hunderttausend; ich conjugirte unregelmäßige Zeitwörter, bis ich ganz verwirrt ward. Meine Phantasie forcirend, begann ich den Kerker mit verschiedenen Bequemlichkeiten auszumalen: eine Lampe, welche von der Decke hing, beleuchtete mit zauberischem Licht ein kleines Tischchen, worauf einige Flaschen Wein und Beefsteaks standen, an die Stelle der Pritsche dachte ich mir ein schwellendes Ruhebett, auf welches gelagert ich diese Herrlichkeit genoß. Aber ein Biß in mein schwarzes Brot entzauberte mich; Ich saß auf dem Brette und die Dunkelheit gaukelte vor mir ehr in seltsamen Gestalten.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der am 13. August 1848 predigenden Herren Geistlichen.

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Frühpr.: Diac. Hilse, 5½ U.
Amtspr.: Past. Rother, 8½ U.
Nachmittagspr.: Diac. Herbstein, 1 U.
St. Maria Magdalena. Frühpr.: Sen. Berndt, 5½ U.
Amtspr.: S. S. Ulrich, 8½ U.
Nachmittagspr.: Diac. Schmeidler, 1½ U.
St. Bernhardin. Frühp.: Sen. Krause, 5½ U.
Amtspred.: Propst Heinrich, 8½ U.
Nachmittagspr.: Diac. Dietrich, 1½ U.
Hofkirche. Amtspr.: C. R. Falk, 9 U.
Nachmittagspr.: Ein Candidat. 2 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: Pred. Hesse, 9 U.
Nachmittagspr.: G. S. Zacharias, 1½ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit.-Gem.: G. S. Frommberger, 9½ U.
St. Barbara. Amtspr. Civ-Gem.: Eccl. Kutta, 7 U.
Nachmittagpr.: G. S. Weingärtner, 12½ U.
Krankenhospital. Amtspr.: Pred. Dondorf, 9 U.
St. Christophori. Vormittagspr.: Past. Stäubler, 8 U.
Nachmittagspr.: Past. Stäubler, (Bibelst.) 1¼ U.
St. Trinitatis. Cand. Hellmich, 8½ U.
Missionspred.: Keine.
St. Salvator. Amtspr.: Eccl. Laffert, 7½ U.
Nachmittagspr.: Pred. Blumenberg, 12½ U.
Armenhaus. Pred. Jäkel, 9 U.

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Direkt. Dr. Sauer.
St. Maria. (Sandkirche.) Capl. Spieske.
Nachmittagspr.: Keine.
St. Vincenz. Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.
St. Dorothea. Frühpr.: Cur. Pantke.
Amtspr.: Cap. Renelt.
St. Adalbert. Amtspr.: Cur Kammhoff.
Nachmittagspr.: Pfarrer Lichthorn.
St. Matthias. Frühpr.: Pfarrer Hoffmann.
Amtspr.: Cur. Kausch.
St. Corpus Christi. Amtspr.: Cap. Scholz.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Michael. Amtspr.: Pfarrer Seliger.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.
Kreuzkirche. Frühpr.: Ein Alumnus.

Christkatholischer Gottesdienst.

St. Bernhardin. Amtspred.: Pred. Vogtherr. 11 Uhr.
Im Armenhause. Nachmittags: Pred. Hofferichter. 3 Uhr.

Allgemeiner Anzeiger.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfennige.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.